



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 62.

Dienstag, 15. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(11. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Markgraff.

(Nachdruck verboten.)

Der Freiherr hatte sich abgewandt, einen verstörten Ausdruck in dem sonst immer lebenswützig-jovialen Gesicht.

Man sah, das Leid des lieben Kindes, das er und seine Frau, unbekümmert um die eigenen Sorgen, ohne Bedenken an das Herz genommen hatten, spielte ihm furchtbar mit.

Und plötzlich schlug er die Hände zusammen und diese dann wieder auf die zusammengebogenen Knie, daß es klatschte.

Bedankt euch bei eurem Großvater, dem „hocharistokratischen“ Herrn, der vor lauter Adelsdünkel alles fünf gerade gehen ließ, und an dem sich jeder bereichern konnte, sei es, wer es sei, weil er zu „bornehm“ war, den Leuten nachzurechnen. . . . Er schrie es ohne Rücksicht, wie außer sich, gerade hinaus.

„. . . bei dem bedankt euch. Wenn euer hochedler Großvater weniger „aristokratisch“ gewesen wäre, dann regnete es nicht den Knechten in die Betten, dann braucht ihr nicht morgens um vier Uhr aufzustehen und härter zu arbeiten, als eure obersten Dienstenleute, dann könnte Traute ihren Knud haben und ich mir den verdammten Bucherer vom Halse schaffen.“

Die Stimme schlug ihm über, als säße ihm etwas im Halse, und mit einer schnellen Bewegung hatte er sich abgewandt und schritt wieder ruhelos im Zimmer auf und nieder.

Mit völlig entfärbtem Gesicht war die Freifrau zu dem Gatten getreten, während die jungen Leute wie erstarrt, ohne Laut, dem Ausdruck der höchsten Erbitterung gefolgt waren.

Sie hatte dem Gatten die Hand auf die Schulter gelegt und zwang ihn mit kraftvollem Ruck zum Stillstehen.

„Was hast du, Bertel? Lieber Gott, mir hat es schon seit Tagen geahnt. Hat — ist Ehrenreich?“

Der Hausherr hatte sich in den lederüberzogenen Armstuhl vor dem äußeren Fenster zur Rechten sinken lassen: „Ja“, stöhnte er, „ja, er will seine fünftausend haben, den letzten Rest der Schuld. So weit haben wir's geschafft — aber im vorigen Jahr, der Kapp, der nicht eingeschlagen hatte — ich hab' ihn schon ein paarmal verdröckelt. Aber nun tritt und schindet er mich seit Wochen, und heute hat mir Rechtsanwalt Vindeker die Klage zugestellt. — So weit hatte man's geschafft und nun — kann man doch noch den Wanderstab in die Hand nehmen und von Haus und Hof pilgern.“

Er hatte die Ellenbogen stöhnend auf die Seitenlehnen des Sessels gestützt und die geballte Hand wie verzweifelt vor die Stirn gepreßt.

Doch da kam es schon heran, von allen Seiten huschelte es neben ihn und faßte seine Hände.

„Run“, das war die Stimme der Gattin, „man kann in allen Verhältnissen zufrieden sein.“

„Jawohl, als Agent für Hagelversicherung usw. Hat sich was“, kam es erbittert zurück.

„Batschen!“ Susanne war es, die über die hohe Rückenwand des Stuhles hinüberlangte und den Kopf des Vaters ganz lind in beiden Händen wiegte.

„Batschen, die zweitausend Mark von Pate Gerlinde, die ich auf der Sparkasse habe, nimm sie, Batschen.“

„So? Und deine Ausbildung im Kunstgewerbe, die dir so notwendig und erwünscht ist?“ „Klang es gereizt dawider, soll das auch noch unter den Tisch fallen?“

Eine kleine, kaum merkbare Pause, dann ein Aufatmen, beinahe wie ein Seufzer: „Nimm es, Batschen, daß wir uns das Gut erhalten.“ Das war wie der Punkt am Schluß eines Briefes, so unabänderlich und entschieden.

„Ich könnte den Kamm aus grauen Perlen aus der mexikanischen Erbschaft verkaufen“, jamm Frau Adelgunde halblaut vor sich hin, „er ist mir entbehrlich.“

„Deine Schmuckfächer bleiben. Von mir aus hast du so wie so fast nichts.“ Der Freiherr bis die Zähne aufeinander, daß sie knirschten, und faßte die Hand der Gattin fester.

Traute hatte sich zu Füßen des Oheims auf ein Bätschen niedergehockt und streichelte, mit ganz erloschenen Augen zu ihm aufsehend, unablässig mit zitternden Händen dessen Knie.

„Und ich?“ Jakob, der die Rinde des Vaters zwischen den hart gearbeiteten Fingern hielt, lachte etwas gereizt auf. „Ich, der Erb- und Haussohn, stehe einfach als Outsider da, lasse die anderen sich opfern und drück mich still beiseite, was?“

Herr von Massenbach hatte müde den Kopf gewandt und sah liebevoll auf den stattlichen Sohn: „Mein lieber Junge, du trägst Lasten genug.“

„Jawohl, und reite täglich wie ein Millionär über die Felder und könnte schließlich ebenfogut per pedes gehen. Nehme ohnehin in letzter Zeit unverkündet für einen jungen Mann in meinem Alter zu. Ich verkaufe den „Goldjungen.“

Die Mutter hatte den Blick, in dem es feucht erglänzte, zu dem Sohn erhoben: „Mein Junge, das Pferd war deine ganze Freude.“

Jakob biß sich einen Augenblick auf die Lippen: „Man kann nicht alle Freuden behalten“, sagte er dann anscheinend gleichgültig, „ein Knotenstock tut's auch, und die Aussicht, den wohlbedlenen Ehrenreich los zu werden, ist auch was wert.“

„. . . und ob,“ schaltete Susanne überzeugt ein.

Der Freiherr lag in dem Sessel hingestreckt, ohne sich zu rühren und starrte vor sich in den Sonnenglast.

„Du hast dir das Tier selbst aufgezoogen,“ sagte er dann endlich, wie erschöpft.

„Und jetzt ist es mindestens seine zweitausend Mark wert,“ erwiderte der Sohn fest, „ich weiß schon jemand, der es nimmt.“

„Aber beides zusammen reicht doch nicht,“ warf die Mutter ein. Wie hoffnungslos die sonst so metallische Stimme klang. Ihren Kindern schnitt es in das Herz.

Jakob war ein paarmal mit gesenktem Kopf auf und nieder geschritten.

„Jetzt werde ich euch einmal etwas sagen,“ hub er, zu den Seiten tretend, an, „also wir nehmen süßes Geld — leihweise. — Es soll ihr Eigentum bleiben, wir verpfänden ihr irgend etwas dafür — mein „Goldjunge“ geht in andere Hände über — ich laufe zu Fuß, im Notfall tut's eins der Wagenpferde, und mit Mutters mexikanischem Schmuck fahre ich zu Herrn von Ermsleben hinüber. Er kennt unsere

Verhältnisse. Ich bin überzeugt, wenn ich ihm den Prachtstamm dafür in Verwahrung gebe. Der Rechtsanwalt muß bis nach der Feuernte warten. Nun denkt euch einmal das Gesicht des guten Ehrenreich, der da glaubte, uns nach Herzenslust treten zu können, wenn ich ihm die strittigen Pfandstausend so glatt auf dem Tisch lege — und drücke mich still beiseite, was?"

Er sah lachend mit heiterer Stirne auf den Vater herab, dessen verstörte Miene sich allmählich aufhellte. —

Dann schnellte er plötzlich in die Höhe, küßte zunächst das blasse Gesicht Trautes, das noch immer stumm und wie verängstigt zu ihm aufblidte, und umfaßte mit starkem Arm Gattin, Sohn und Tochter auf einmal.

"Kinder, was bin ich für ein glücklicher Mensch, was bin ich für ein glücklicher Mensch! Wen der Herr so gesegnet hat . . ."

Ganz plötzlich ließ er die Arme sinken, so daß die so unversehens losgelassenen taumelnd ins Wanken gerieten, griff in die Toppentasche nach seinem Schnupftuch, fuhr damit über Lider und Nase und war im nächsten Augenblick zur Tür hinaus. —

Rechtthilbis hatte inzwischen einen Brief entfaltet, den das Stubenmädchen ihr auf der Treppe eingehändigt.

Es war ein Schreiben ihres Bankiers, der sie davon benachrichtigte, daß die Zinsen ihres da und da stehenden Kapitals, die sie nie anrührte, schon wieder eine beträchtliche Höhe erreicht hätten, und wie sie diese anzulegen gedächte. Ob er Papiere dafür nehmen sollte? Das Beste wäre allerdings eine Hypothek.

Die junge Dame strich das zusammengefaltete Papier nachdenklich glatt: "Eine Hypothek, das war sicher das Beste. Denn was sollte sie anfangen, wenn sie einen größeren Teil ihres Vermögens verlore? Etwa mit ihrer Hände Arbeit unter Krethi und Plethi ihr Brot verdienen? Sie, Rechtthilbis von Massenbach? Nimmermehr!"

"Also sie nahm eine Hypothek — natürlich an erster Stelle," kopfschüttelte sie vor sich hin und kam sich sehr geschäftstüchtig vor.

Sie barg den Brief in ihrer Schreibmappe, trat wieder vor den Schrankspiegel, befestigte das hauchfeine, nur ganz wenig vergilbte Spitzenstuch in Form eines Bruststückes über ihrem Kleid und steckte es mit einer Goldspange, einem Dolch uralter venetianischer Filigranarbeit zusammen.

Dann band sie das Schärpenband um, daß die Taille in dem sackartigen Gewand besser markiert wurde, und schlang es seitlich zu einer Schleife.

Das machte sie so geschickt, als ob sie seit Jahr und Tag sich mit nichts anderem beschäftigt hätte.

Mit spitzen Fingern ein Stäubchen von dem violetten Band schnippend, ließ sie die Enden glättend durch die feine Hand rollen und griff nach ihrem Hut.

Doch dann ließ sie den Kopf mit ächzendem Seufzer in den Nacken fallen: "Gott, diese Last! Einen Hut auf dieser Fülle zu befestigen, war ihr vorderhand noch unmöglich. Am besten wäre . . ."

Schon zuckten die feinen Finger empor, um die hellen Schildpattnadeln aus dem dichten, lodergelüfteten Flechteneß zu ziehen, doch schnell ließ sie diese wieder sinken.

"Eine Dame vom Stande," hatte es an ihrem Ohr geklungen.

Den Oberkörper in seiner ganzen Schlankheit ausgerichtet, das Köpfchen hochmütig gekraust, mit steifer Kopfhaltung, als müßte sie gegen sich selbst, die anerzogene Bequemlichkeit, einen festen Wall aufrichten, schritt sie zum Schrank und nahm einen weißen Spiegelschirm heraus, den ihr einmal ein Verkäufer aufgeredet hatte, stand noch einen Augenblick wie stumm, die Hand auf dem Drücker der Tür, und verließ dann eilig das Zimmer.

Als sie die große Halle mit den Wappenschildern durchschritt, erinnerte sie sich, zusammenschredend, daß sie die goldgefaßte Brille auf ihrem Spiegeltischchen hatte liegen lassen.

Einen Augenblick überlegte sie, ob sie umkehren sollte, doch dann konstatierte sie bei sich selber staunend, daß sie, gegen das Licht blinzelnd, wirklich und wahrhaftig den Wappenspruch über der großen Mitteltür lesen konnte: "Einig und tren".

Sie schied sich gerade an, mit ihrem schwebenden Gang die kieselbestreute Auffahrt hinabzuschreiten, da hörte sie

einen raschen Schritt hinter sich, und im nächsten Augenblick trat Dr. Voigtstedts gedrungene Gestalt in ihren Gesichtskreis.

"Darf ich mir gestatten, zu fragen, wie Gnädigste diese erste Nacht in der alten Heimat verbracht haben?"

Und während er sprach, ruhten seine stechenden Augen mit heißem Glimmern auf ihrem zarteröteten Gesicht, dem das schneeige Weiß des aufgespannten Schirmes zum wirklichen Hintergrunde wurde.

Schon bewegte sie den Fuß, um in schweigender Entzückung ihren Weg fortzusetzen, hob die Wimper und senkte sie doch sofort wieder, während sie fühlte, wie es ihr plötzlich heißflutend zum Herzen drängte.

Wieder hatte in seinem Auge der Ausdruck von gestern gestanden, etwas Zwingendes, Beklemmendes und dennoch etwas, das ihr galt, ihr, Rechtthilbis von Massenbach, die schrankenlose Bewunderung eines, den sie zu ihrem Sklaven gemacht hatte. (Fortsetzung folgt.)

Die Flucht.

Von A. M. Fren.

Wie stets lief das Gürteltier auf dem Tisch der Kasse umher. Dorthin pflegte es von dem Schaubudenbesitzer gesetzt zu werden, zwecks Anlockung von Publikum. Es war brotlaibgroß — ein grauer Brotlaib, unter dessen Wölbung die Füßchen verschwanden. In einem weichen Trott war es andauernd auf der kleinen Fläche unterwegs, lautlos wallend, als rolle es auf ungleichen Rädchen dahin. Die schmiegsamen Gürtel seines Panzers umbogen den ganzen Körper wie eine gebuckelte Schabrade aus Blech. Neben ihm sah wie immer sein Feind, der Affe, nicht weniger für die Leute dort ausgestellt. Ganz am Rande der Holzplatte hockte er; dennoch gab es immerfort Differenzen, denn das Gürteltier in seinem rollenden Trott rundum stieß alle fünf Sekunden mit der stumpfen harten Schnauze dem Affen in die Weichen, verfring sich dort förmlich. Der Affe mußte zupaden und den lästigen Trappler in freie Bahn schieben — wie Kinder einem abschnurrenden Spielzeug, das sich verlaufen hat, neue Richtung geben.

War der Affe besonders reizbar oder das Gürteltier besonders empfindlich heute? Während der Besitzer der Bude drohnend über die Menge hin durch sein Sprachrohr schrie, gleich werde innen der Ringkampf des Eisbären mit der Negerin Jassiga gesetzt, und seine Gattin auf die Tafel, die den Eintrittspreis von zehn Pfennigen bekannt gab, mit einem Stöckchen lospeitschte, daß die Kreide wegfiel — geschah das Unerwartete. Der Affe padte den Quälgeist an den Rändern seiner Panzerhülle und warf ihn hinunter vom Tisch.

Nach einem Gefolter steile Stufen abwärts, die es eingekugelt hinter sich brachte, stand das Gürteltier gleich wieder auf seinen verdickten Füßen und begann leise schaukelnd zu traben. Die Gaffer waren zurückgeprallt — nun stoben sie ganz auseinander. Wer kannte den harmlosen Insektenfresser und wußte, daß er lächerlich schwach im Gebiß war? Niemand. Sie alle wollten nur die Sensation des reißenden Tieres und suchten sie auch dort, wo sie nicht war. Wie, einer Bestie sollte man vertrauen, die vielleicht den Menschenfresser zum Landsmann hat? Die Frauen freisetzten und stolpern über den Schreden, der für sie im nächsten Riesel lag. Die Männer hoben ihre Prügel in die Luft und die Waden zum Tritt.

Der Besitzer, indes die Gattin den fleischenden Affen mit dem Stöckchen traktierte, stürzte seinem Gürteltier nach — aber wo war es? In dem freien Raum, dem man ihm bereitwilligst geschaffen hatte, hielt es sich nicht mehr auf. Hockte es hinter dem Treppchen? Sein Eigentümer trock dorthin, ohne etwas zu finden. Grau war es über den grauen Boden der abendlichen Dämmerung aegsteten, leise schaukelnd — ein so dahintruschender Buckel — wer hatte es richtig laufen sehen und in welcher Richtung? Keiner. Alle waren nur selbst gelaufen.

Zuckende Schultern derer, die vom verlustreichen Besizer ausgefragt wurden. Die Stöße senkten, die Waden entspannten sich. "Zwischen meinen Beinen ist es durch!" rief eine Frau; aber sie stand so weit hinten, daß die meisten nur lächelten. Denn dies schien unglaublich.

Trotzdem verbreitete sich der Sinn ihres Aufrufes unter denen, die nichts mit angesehen und bisher nichts gehört hatten. Das Gürteltier pflanzte sich fort. — Ein Vieh ist ausgekommen! — Was für eins? — Aus der Urwaldschau! — Etwas Giftiges? — Mächtig! Wo ist denn die Polizei? — Die Feuerwehr soll kommen, ran an den nächsten Hydranten, mit Wasser geht man am besten gegen

Raubtiere vor! — Kein Rüsseltiger? Ein Gürteltier! Ein — was ist denn das? — Nichts Genaues; obacht! obacht!

Mütter brachten schon ihre Kinder in Sicherheit; sie rannten schon über den weiten Platz und zerrten die Brut hinter sich her; brüllende Bündel, die halb am Boden schleiften. Zur nächsten Tramwayhaltestelle! Aber die Tram konnte gar nicht fahren, ihrer so viele klumpten sich dort gestülpterend.

Was taten die, die mutiger waren und zwischen den Buden verblieben oder in ihnen saßen? Sie bewegten sich auf Zehenspitzen, einmal um höher zu sein, zweitens um nicht auf das Gürteltier zu treten und sie suchten mit den Augen den Boden ab.

Ein Kundiger lehrte, falls es sich um das Riesengürteltier handelte, man mit einer Bestie von Schweinsgröße zu rechnen habe. In einem der palastartigen Zelte, darin viel Bier getrunken ward, entstand große Bewegung, weil jemand brüllend den Flüchtling unter der Bank entdeckte. Man sties hurtig auf die Füße. Der Sturmwind der Musik legte sich; nur eine Flöte säuselte noch. Was aber dort unten sich herumtrieb, war nichts anderes als der weggeschlittene Wollschal iener, die so heftig um ihr Leben stritten. Hierauf setzte man sich wieder und trank erleichtert und großzügig weiter. Man fühlte sich der Gefahren ziemlich ledig; das Gürteltier war gewissermaßen dagewesen und hatte alle verschont.

Nun tauchte es an anderen Stellen auf — nur, daß man es nicht unmittelbar sah. Ein Herr wußte zu berichten, es sei dort an der Ecke bei Fischerfranz bereits vor zehn Minuten in offene Kohlenlut gerannt — ja, dort, wo die Hechte an den Holzspieken rösteten. Wie ein Insekt sei es verblendet ins Feuer geschossen, umgekommen und — freiwillig loszusagen — gebaden worden. Wie man weiß, sei es sehr schmachhaft. Schon werde sein butterweiches Fleisch aus eigener Schale von Feinschmedern gelöffelt.

Aber als einige liefen, um auch noch mitzumachen, fanden sie nichts mehr vor, nicht einmal die leere Hülle; die mußte der letzte Esser mitgenommen haben. Der Fischerfranz aber verkaufte ihnen zwinkernden Auges — die Kohlenlut beizte — seine Hechte und meinte, die seien und blieben denn doch das Beste.

Weniger gute Geschäfte als der Fischer machten die Schaubudenbesitzer. Niemand mehr hatte recht Lust auf Exotisches — nachdem das Exotische zwischen ihnen frei umhergeisterte. Bot der ganze Wiesenplan, in Dunkel nun gehüllt, in ein von Lichtern verwirrend durchpflantes Dunkel, mit seinem verschwundenen, dennoch vorhandenen Gürteltier nicht mehr Überraschungen als irgend welches Budeninnere? Sie mußten nur ausbrechen, die Überraschungen — sie konnten es jeden Augenblick!

Sie taten es nicht. Das nötige Objekt war längst an seinem Ziel angelangt. Aber keiner wußte das. Auch der verlustreiche Besitzer nicht, der großdunkle seine Lampen löschte, da wahrhaftig keine Kuh mehr zu ihm kam, sondern jeder einen Bogen machte, wie um den heißen Brei. Er ließ die Leinwand über den Eingang herabgleiten, die der Jungfrau Untergang in Gorillas Armen darstellte, feuerte den verbrecherrischen Affen, der an allem schuld war, in einen Seuwinkel, und ging in den Seuwagen. Zur gleichen Stunde begab sich das Gürteltier in seinen kleinen Käfig. In einen ehemaligen Ententkäfig. Warum nicht — da ihm die Größe einer Ente eigen war.

Nein, es befahl gar keinen Freiheitsdrang. Nachdem der Affe es vom Tisch entfernt hatte und das Gefasel übers Treppchen erledigt war, hatte es die Beine nur zum Lauf an die feilliche Leinwand gebraucht. Dorthin war es geeilt, wo es finstern und still war, wo keine Menschen schnauften, wo Bude an Budenwand stieß.

Und gleich hatte es — Erdwühler mit starken Grabfräsen — zu arbeiten begonnen. Ach, der Abend war kalt und feucht. Dort hinein gehörte es, hinter die Wand da; dort stand ein Behälter mit Sägespänen und Teppichresten; auch wärmte die Ausdünstung des alten Tanzbären etwas.

Es grub sich durch; es wühlte hurtig, fast lautlos und ganz einsam — indes die Vielen geballt und lärmend hinter seinem Schemen her waren. Als sein Phantom ins Feuer des Fischerfranzes lief, war es selbst schon drinnen.

Dann aber erspähte der Affe es und geriet in Wut. Seine Kette erlaubte ihm einige Freiheit. Er kam heraus aus dem Seuwinkel. Daß heute alles schief gegangen war und daß das Stöckchen auf seinem Hintern getanzt hatte, brachte er in richtigen Zusammenhang mit dem Eindringling.

Doch wie er ihm nun wütend entgegen sprang, nahm der einfach Kugelform an und ließ die Affenpfoten abgleiten an den Knochen, den Knorpeln und allem Hornigen.

Der Affe packte schließlich die Kugel und warf sie dahin, wo er sie hingehörig wußte, wo er sie tausendmal und täglich gesehen hatte — und wohin sie selbst ohnedies wollte: in

den Ententkäfig. Dann sprang und rüttelte er böseartig oben auf den Holzstäben herum, bis er sich so weit beruhigt hatte, daß ihn zu frieren begann, worauf er wieder ins Feuer kroch.

Bei seinem Geräusch aber und Getöse hatte er das Gitter des Käfigs zugeschlagen und sorgfacher Ordnung bis ins Letzte geschaffen, ohne zu wissen wie.

Daß der erstaunte Besitzer am nächsten Morgen vor einem Rätsel stand und seinen Augen und allen Sinnen nicht mehr trauen wollte bis ans Lebensende, lag auch daran, daß er den Wühlgang nicht entdeckte. Denn in diesem Grund und Boden, darauf er und sein Unternehmen stand und steht, gibt es viel unverdächtige Löcher.

Das Konzert.

Von Bernhard Keutlin.

Noch schwirrt, brummt, quiekt, trillert und humpelt das Stimmen der Instrumente, indessen sich der Saal gemächlich summend füllt. An Wänden und Säulen lehnen sie längst, die Jünglinge und Mädchen des Stehplatzes, diese wahren Enthusiasten, Genießer und Märtyrer des Konzertpublikums.

Pföhlisch klammern alle Hahnenkronen auf — stockende Stille — der Dirigent! Begrüßungsklatschen umprasselt seine elegante, knappe Verbeugung. Dann hebt sich, Aufmerksamkeit heischend, sein dünner Stab: die Geigen begannen ihre feinen Seidenfäden durch den Saal zu spinnen. (Hier und da noch ein Räuspern und Scharren im Raum.) Tonfiguren tänzeln einher, Melodien fliegen und gleiten — läche Stöße des Bleches fahren hinein. Dampf großt die Pauke. Aber nun wiederum zärtelt die Flöte, wogen breit und voll die Cello, zwitschert das kindliche Piccolo, näselst das Fagott. Immer wieder, wenn das anmutig tändelnde Thema herangehüpft kommt, erstrahlt des Jünglings Gesicht an der Tür in innigem Entzücken, während die ihm zur Seite Lehrende in stillem Genießen die Augen geschlossen hält. In der ersten Sitzreihe verstreut sich ein Gähnen hinter raschelndem Programm; sein beschulte Füßchen suchen leise ungeduldig nach geeignetem Standplatz.

Die Rede des Dirigenten hat sich gelöst und beteiligt sich schwunghaft an seiner gesteigerten Tätigkeit. Feiner Schweiß perlt auf der geröteten Stirn. Auch die Musiker haben rote Köpfe bekommen, die grell aus dem harten Weiß und Schwarz ihrer Kleidung quellen. Wie sie schaben und trafen, schmettern und pusten, flöten und pfeifen! Die verzückte Harfenistin spritzt mit spitzen Fingern Sechzehntelnoten umher. Der Pausist sitzt auf der Lauer und humpelt wütet er drein; teilt mit seinem Knädelstöckchen wohlgezielte Stöße aus nach rechts und links. Und wiederum schmettern Hörner und Trompeten, bröhlen gewaltige Posauern, daß der weite Saal zu enge wird und die Scheiben erklinkern. Beifall rast los; — auch das erregte Publikum will sich endlich betätigen. Wieder und wieder verneigt sich der Kapellmeister, indessen Unterhaltung und Kritik im Raume schwirren.

Saaldienere rollen den Flügel lautlos zur Mitte des Podiums; seine schwarzspiegelnde Schwinge entfaltet sich, blendende Elfenbeinzähne schimmern auf. Das wohlgenährte Tenörchen erscheint hochtrabenden Schrittes. Auch ihn, den Berühmten mit dem fremdländischen Namen, begrüßt das harte Geplätscher. Seine Goldkolben lächeln. In erwartungsvoller Stille wird sein umständliches Räuspern vernehmlich. Und dann strömt süß-berührender Wohlklang — schmettert tönende Kraft... In schwindelnde Höhen klingen die herrliche Stimme auf weich unterfütterten Sohlen, in fettigem Glanze schimmern die sicheren S's, strahlt einsam und sonnenhaft ein lang ausgesponnenes C. Die verzückte Atemlosigkeit des Publikums löst sich in rasendem Sturm. Das belebte Singmännlein verneigt sich lässig, immer wieder, und tupft die fließende Stirn. Der Saal beruhigt sich endlich und zum zweitenmal verströmt sich der Schmelz dieser „gottbegnadeten Stimme“. Die Kaiserin des Publikums umstößt den Lächelnden, Glänzenden, Rinnenden. Doch ungerührt hält er dem kindisch-unverschämten Loben und Betteln der herandrängenden Weiblichkeit jeden Alters stand; weitere Zugaben werden unerbittlich verweigert und, mit brillantensprühenden Fingerringen huldvoll winkend, entschwindet der Gefeierte.

Noch einmal hat das Orchester das Wort. Allein der Höhepunkt des Abends ist überschritten. Leise wachsende Müdigkeit macht sich bemerkbar: umherirrende Blicke, an die sichtbare Tätigkeit der Musiker verlorene Aufmerksamkeit, gequältes Sitzen und Beinewechseln. Und nur die Sensation des großen Chores, als aus hundert kleinen, gährenden Schlünden gewaltige Tonmassen quellen, zum vollen Loben des Orchesters, vermag noch einmal die Menge mitzureißen. Dann stutet sie plötzlich hastend, puffend und drängend den Garderobenräumen zu.



Vom Alltag der Ehe.

Man hört so oft, halb im Scherz, halb im Ernst, die Frauen zu ihren Männern sagen: „Vor der Ehe warst du viel netter! Was warst du für ein aufmerksamer Bräutigam! Und jetzt? Jetzt hast du mich ja sicher — kündigen kann ich nicht — und da brauchst du dich ja nicht mehr anzustrengen!“

Der Mann wird in den meisten Fällen auf solche Bemerkungen antworten, daß man die Braut- und Flitterwochenzeit nicht über das ganze Leben ausdehnen könne, und wenn er gelangt ist, wird er hinzusetzen, daß sich an seinen Gefühlen nichts geändert habe, wenn er auch nicht mehr immer die Zeit und Neigung habe, dies durch Geschenke und Aufmerksamkeiten zu betonen. Nun ist es zwar traurig, aber unbestreitbar richtig, daß „des Lebens Mai“ nicht ewig währt, aber trotzdem sollten die Frauen nicht in dieser Erkenntnis resignieren. Sie sollten darüber nachdenken, ob der Alltag der Ehe auch wirklich immer ein Alltag sein muß? Und sie sollten auch ihre Eheherren veranlassen, darüber nachzudenken.

Es ist eigentlich merkwürdig: In unserem ganzen Leben achten wir, sofern wir eine gute Erziehung genossen haben und auch persönlich etwas auf uns halten, streng darauf, uns nicht gehen zu lassen. Auch wenn wir ganz unter uns, in unseren vier Wänden und ohne Zeugen sind, gilt es als ungeschön und unschicklich, seine guten Manieren abzulegen, sich in fahlooper Kleidung zu Tisch zu setzen, abgestobenes oder blindgewordenes Geschirr auf die Tafel zu bringen usw. Auch im Alltagsleben bemühen wir uns noch immer, wenn anders wir Menschen von einiger Kultur sind, eine gewisse Form zu wahren und wo es irgend angeht, unserem Leben wenigstens hier und da eine kleine festliche Note zu geben. Warum hält man ein ähnliches Verfahren so oft in der Ehe für überflüssig?

Es ist nicht immer nur der Mann, dem man den Vorwurf machen könnte, sich in der Ehe von einer anderen, weniger glänzenden Seite zu zeigen, als vor ihr. — oft, sehr oft trifft dies auch auf die Frau zu. Von ernstesten Gründen für eine Trübung der Eheharmonie sei hier nicht die Rede; wir wollen einmal annehmen, es sei alles im großen ganzen so gekommen, wie die beiden Ehepartner es sich gewünscht haben, und sie passen auch gut zu einander nach Charakter, Neigungen und Gewohnheiten. Nun geben die Jahre hin, und alle die kleinen Kleinigkeiten, mit denen man sich anfangs das Zusammenleben zum Fest machte, geraten so nach und nach in Vergessenheit, — nicht aus Unwohlsein oder Absicht, sondern weil man sie nicht mehr für nötig hält. Früher z. B. brachte der Mann, wenn er abends nach Hause kam, seiner Ehe liebsten eine kleine Aufmerksamkeit mit, und wäre es ein Sträußchen für zehn Pfennige gewesen. Jetzt hält er dergleichen für „kindisch“. Früher kochte er nach der Mahlzeit die fleischige Hand, die die Speisen so schmackhaft bereitet hatte; früher, wenn er mit seiner Frau ausging, etwa abends noch ein Gländchen in ein nettes Lokal, in ein Konzert oder auch ins Kino, stand er mit zärtlicher Sorgfalt bereit, ihr aus dem Mantel zu helfen, vergewisserte sich, ob sie bequem sitze, fragte, was sie zu speisen Lust habe oder dergl. Heute steht er in Seesensruhe zu, wie sie sich aus ihren Hüllen schält; er studiert die Speisekarte oder das Programm zuerst, und er bringt es sogar (nicht einmal selten) fertig, vor ihr eine Tür zu durchschreiten. . . . Nicht nicht, liebe Mitleserinnen, es sind dies vielleicht alles lächerliche Kleinigkeiten, aber sie haben eine tiefere Bedeutung! Es ist so typisch, dieses Bild des Alltagshepaares, bei dem „er“ würdevoll vorneweg stolziert und „sie“ als Anhängsel hinterdrein und es ist ein Symptom! Kein Mann sollte sich in so absoluter Sicherheit des Besitzes und der Liebe seiner Ehegefährtin wiegen, daß er glaubt, es sich leisten zu können, unaufmerksam zu sein. . . . Dergleichen rächt sich immer, und so vielen Männern, die da klagen, daß ihnen die Liebe ihrer Frau entglittene, könnte man antworten: „Weil Ihr sie nicht zu halten versteht!“ Es genügt nicht, daß man seine Frau liebt, ehrt und achtet — man muß es ihr auch zeigen, und sie wünscht auch, daß es andere wissen. . . .

Und die Frau? Läßt sie sich nicht auch oft gehen im „Alltag der Ehe“? Ist sie nicht nur gut und pflichtgetreu, sondern auch geistig und — lebenswürdig, wenn „er“ nach Hause kommt? O weh, das ist eine Gewissensfrage! Es gibt viele Frauen, die glänzende Gesellschaftsdamen sind, die anwendend zu plaudern, und, was noch schwerer ist, da sogar

auszu hören verstehen — die sich geschmackvoll kleiden, die reizende kleine Festlichkeit veranlassen und was dergleichen Tugenden mehr sind. Aber leider kommen diese guten Eigenschaften so oft nur außer dem Hause oder zugunsten Fremder zum Vorschein. Den Mann empfangen sie vielleicht unfrisiert, in nachlässiger Kleidung; für den Alltagsstich gibt es Nachschut und Steingut — und wenn der Mann von seinen Angelegenheiten berichtet, unterbricht ihn die liebe Frau mit der Schilderung der neuesten häuslichen Schwierigkeiten, oder sie klagt, wie abgepannt sie sich fühle. . . . Sowohl, solche Frauen gibt es auch, und auch ihnen möchte man nachrufen: „Versieh auch in der Ehe deine guten Manieren nicht!“

Und dann gibt es noch eins, was in der Ehe oft erschreckend schlechte Formen annimmt, das sind die — Meinungsverschiedenheiten! Im Beruf, im Verkehr mit Fremden währt man immer eine gewisse Form — man läßt den Gegner ausreden, man sucht sich höflich mit ihm zu verständigen, man bemüht sich, auch da, wo man scharf werden muß, doch eine nicht allzu verletzende Form zu finden. Aber in der Ehe? Da nimmt man kein Blatt vor den Mund — und wie oft fallen bei an sich geringfügigen Zwistigkeiten böse Worte, die man nicht so arg meinte, die man aber doch nicht zu unterdrücken für nötig hält, und die sich wie keine Widerhalten in der Seele des anderen festsetzen: „Er (oder sie) liebt dich nicht mehr, sonst würden solche Worte nicht fallen können!“

Man kann kein Regent und kein Patentverfahren erfinden oder weitergeben, um die Ehen glücklicher und dauernder harmonisch zu gestalten. Aber eins steht fest: Wenn wir alle auch in dieser Hinsicht auf unsere guten Manieren achten würden und uns mit Bewußtsein bemühten, auch dem Alltag unserer Ehe immer noch einige festliche Seiten abzugewinnen, so würde es um ungesätzte Ehen besser bestellt sein!

Ina Wolters.

Wieviel weibliche Beamte gibt es in Deutschland?

Aus einer statistischen Zusammenstellung des Reichsfinanzministeriums kann man einen Überblick gewinnen über die Zahl der weiblichen Beamten, wie sie dem Stande vom 1. Oktober v. J. entsprach. Danach betrug ihre Gesamtzahl 46 334. Auf die einzelnen Ämter verteilten sie sich wie folgt: Reichstag 5, Reichsministerium des Innern 11, Auswärtiges Amt 5, Reichswirtschaftsministerium 3, Reichsarbeitsministerium 7, Reichswehrministerium 4, Reichsernährungsministerium 4, Landwirtschaftsministerium 4, Reichsfinanzministerium 409, Reichspost 45 886, Reichsdrucker 1. Manche dieser Ämter haben seit den letzten 3 Jahren eine Zunahme der weiblichen Beamten zu verzeichnen, so z. B. das Reichsministerium des Innern (11 gegen 10), Auswärtiges Amt (5 gegen 0), Reichswirtschaftsministerium (3 gegen 2), Reichsarbeitsministerium (7 gegen 6). Alles in allem ist aber die Zahl der Beamtinnen nicht unerheblich zurückgegangen, nämlich von 61 462 auf 46 334. Noch größer ist der Rückgang bei den weiblichen Angestellten des Reichs, 1926 betrug deren Zahl nur noch 8193 gegen 19 186 im Jahre 1923. Um diese Zahlen gerecht beurteilen zu können, muß man freilich berücksichtigen, daß infolge des durchgeführten Beamtenabbaus auch die Zahl der männlichen Beamten einen gewissen Rückgang erfahren hat.

„Was soll unsere Tochter werden?“ Ein praktischer Ratgeber für sämtliche Frauenberufe. Unter Berücksichtigung der neuesten amtlichen Bestimmungen bearbeitet von Friedrich Wender (Verlag von Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen). — Die Festschrift dieses Buches, das etwa 60 verschiedene Berufe erschöpfend behandelt, soll das junge Mädchen veranlassen, seine Veranlagung und seine Fähigkeit zu prüfen, um sich dann zur Wahl eines Berufes zu entscheiden, zu dem es Lust und innere Neigung besitzt und dessen Anforderungen es sich auch wirklich gewachsen fühlt. — Der Herausgeber war bestrebt, dieses 200 Seiten starke Buch im Einvernehmen und unter dankenswerter Mitarbeit der Berufsämter, Berufsberatungsstellen, Frauenorganisationen, Reichsverbände und Schulen zu einem wirklich zuverlässigen und getreuen Berater der weiblichen Jugend zu gestalten. Hervorragende, im Berufsleben erfolgreich tätige Frauen haben daran mitgearbeitet und ihre Berufe auf Grund eigener praktischer Erfahrungen und nach den neuesten amtlichen Bestimmungen für die einheitliche Regelung der Bildungs- und Lehrzeit geschildert.